

KIRCHENRAT UND SCHAUSPIELERIN
(JOHANN PETER HEBEL)

Es ist nicht alles für junge Primaner gesungen, was sich bei Vater Homer zwischen Odysseus, dem göttlichen Dulder, und der lockigen Nymphe Kalympso auf dem Eiland begibt, und der Erklärer tut gut, in ihrem Kreise nicht alle Schleier über dem lieblichen Spiel in der verschwiegenen Grotte zu lüften. So hatte auch der geistliche Herr, dem es von Amts wegen oblag, zu dieser Morgenstunde den Dolmetsch zwischen dem griechischen Sänger und einer Karlsruher Prima zu machen, behutsam geschwiegen und nur bisweilen, wo es dem oder jenem mit dem Verdeutschen oder dem Vortrag der Verse nicht nach Wunsch gehen wollte, geholfen. Erst wo das Spiel der Liebe sich wendet und der Sohn des Laertes der schönen Versucherin und ihrem Wunsche, für immer zu bleiben, standhaft begegnet, hatte er sich vom Katheder erhoben und noch einmal die Worte des Odysseus gesprochen:

Hehre Göttin, zürne mir drum nicht weiter! Ich
weiß ja

Selber gar wohl, wie dir die kluge Penelopeia
Weichen muß an schöner Gestalt und stattlicher
Größe.

Dennoch treibt es mich alle Tage voll Sehnsucht,
Heimwärts zu kommen, den Tag der Rückkehr zu
schauen.

Im Nachhall der Verse, im Strom der Empfindung, der hier hervorquillt, hatte er dann auf das Heimweh gedeutet, auf seine Übermacht über die Herzen und in der Brust die eigene Sehnsucht, die ihn, den Sohn des Oberlands, immer noch zu sich zurückrief, zu verspüren gemeint. Auch von der Tugend der Treue, von der Liebe zu der Entfernten, deren holder und fraulicher Glanz unter den Wundern der Fremde in Odysseus nicht stirbt, hatte er mit ein paar Worten gesprochen — herzlich mit jenem Unterton der Ermahnung, der ihm aus Pfarrer- und Predigertagen auch in der Schulstube noch unterlief. Dann aber war — wie so oft, wenn es um seine Mundwinkel zuckte, die Lippen sich spitzten und sein Auge heiter erglänzte — der Schalk in ihm munter geworden. Alles Ding in der Welt (hatte er lächelnd seine Rede beschlossen) habe zwei Seiten, eine rechte und linke, eine gute und schlimme. So auch der Ehe- und der ledige Stand. Im Ehestand müsse ein jeder die eigene Frau für die vollkommene nehmen und alle andern noch so guten weniger lieben. Der Hagestolz aber, sonst ein armseliger Tropf, habe das Vorrecht, ungeniert und mit reinem Gewissen allem Schönen und Lieben bis in das Herz hinein gut sein zu dürfen.

Beifällig hatte die Prima das Sprüchlein vernommen. Aber der Einfall, es habe Herr Hebel, Kirchenrat und Professor, mit seinem Ratschlag für Liebende, mit seiner *Ars amandi* aus der Erfahrung, sozusagen in eigener Sache gesprochen, war gewiß keinem gekommen.

Umgekehrt hätte auch niemand ihn einen Frömm-
ler oder Asketen gescholten. Wie die Geschöpfe
seines geliebten Jean Paul spann er sich zwar gern
und mit Fleiß in seine Häuslichkeit ein und litt in
ihr außer dem unentbehrlichen Aufwärter nur seine
Tiere. Wunderlich in ihrer Wahl — bald war ein
Eichhörnchen, bald eine Eule seine Gesellschafterin
— mied er im übrigen in seiner festen Bauernart
jede Unnatur und lebte zwischen den Mauern seines
Gymnasiums in seiner kleinen Dienstwohnung so be-
häßig wie der Nachbar auch. Auch im geselligen
Leben der Stadt stand er brav seinen Mann, trank
seinen Schoppen und seinen Kaffee, wie es die Sitte
empfahl, bei Drechsler am Schloßplatz und in der
„Lese“, ging am Festtag zu Hofe und war am Tisch
der Bürger wie an der Tafel der Honoratioren ein
geschätzter, willkommenener Gast. Selbst im Komö-
dienhause sah man ihn viel, und seine Meinung fiel
ins Gewicht bei allen kritischen Geistern der Stadt.
Das hatte der alte Theaterdirektor, der auch im
neuerbauten, festlichen Hause seine verstaubten
Künste betrieb, bisweilen verdrossen verspürt, das
sollte auf andere Art die Schauspielerin, die seit
Wochen unter dem Zulauf der Residenz im Theater
gastierte, zu ihrer Freude erfahren.

Schon zu Anfang des Jahres hatte sie sich, durch
Deutschland reisend, auch in Karlsruhe vorgestellt
und als Jungfrau von Orleans, Phädra, Medea und
Ariadne die Kenner begeistert. Damals schon hatte
der Kirchenrat Hebel keinen der Abende versäumt,
und seine Teilnahme war noch gestiegen, als sie statt

der dramatischen Rollen in Pantomimen und lebenden Bildern Szenen der Bibel oder der griechischen Sage zur Darstellung brachte. War es der fromme Gegenstand, der ihn, den geistlichen Herrn, so von der Bühne her ansprach, war es die Freude am Mythos der Alten, die ihn, den Freund der Antike, auch im Abbild ergriff? Oder war es der Reiz der schönen Frau auf der Bühne, ihre heimliche Macht, die ihm zu Häupten ihr seidenes Netz spann? Jeden Gedanken daran hatte er selbst zwar in einem Briefe an seine Freunde lächelnd beiseite getan und seinen Hymnus auf Madame Hendel heiter mit dem Bemerkten geschlossen: „Indessen, ihr Leutlein, haltet euer Gevattersmann den Kopf oben und ist nicht vernarrt, sondern entzückt und heilig.“ Doch bei dem Abschiedsmahle, das ihr ein kleiner Freundeskreis gab und das er selbst mit dem Vortrag seiner Gedichte belebte, war ihm ein Scherz unterlaufen, dessen Galanterie ihn selber erstaunte. Bei der Stelle „Er möcht em gern a Schmützli ge“ hatte er seinen Vortrag gleichsam zu heimlicher Aufforderung mit einer lebenswürdigen Geste begleitet, und bei dem Vers „Er rueft sein Sternli Bhüt Gott“ fast mit dem Überschwang eines Tenors seine Strophen geschlossen.

Ende des Jahres war das Sternli zum andern Male über der Residenz erschienen und hatte in seinem Wandel nur noch freundlicher auf Herrn Hebel heruntergeblickt. War es der Dank für die erwiesene Aufmerksamkeit, war es ehrliche Freude am Schönen — jedenfalls war Madame Hendel von der Lek-

türe seiner Gedichte so sehr entzückt, daß sie ihn mit dem Wunsch überraschte, eine Auswahl aus ihnen in ihr Repertoire aufzunehmen. Das war leichter gesagt, als getan. Die alemannische Mundart ist für ein Kind des Nordens ein widerspenstiges Ding, und sie zu meistern bedarf es gründlicher Übung und Unterweisung. Doch Johann Peter Hebel wäre kein Dichter gewesen, hätte ihm so viel Liebe zu seinen Musenkindern nicht wohlgetan, und Madame Hendel wäre nicht die Diva gewesen, hätte sie ihm nicht das Wort abgeschmeichelt, selber den Lehrer zu spielen. Mit der grammatikalischen Einführung, die er nach strenger Gelehrtenart seiner Schülerin nicht ersparte, wollte es zwar nicht glücken, da sie, wie er bekümmert bemerkte, ihm immer mit ihren Gedanken davon flog. Um so geschwinder ging es mit dem Tonfall und der Aussprache, und bald traf sie Färbung und Klang des Alemannischen so, als sei sie zu Basel oder in Freiburg geboren. So durfte er ihr mit gutem Gewissen gestatten, an ihrem Abschiedsabend als Überraschung für seine Landsleute eines seiner Gedichte — man einigte sich auf „Hans und Verene“ — zu sprechen.

Nicht nur um der Scheidenden willen wurde der Abend zum großen Ereignis. Es traf sich, daß Karlsruhe gerade in jenen Wochen — es war im Oktober des Jahres 1809 — den Kaiser Napoleon in seinen Mauern erwartete. Dem Herrn der Welt zu huldigen, hatte sich der badische Hochadel und mit ihm ein großes Gefolge bei Hofe versammelt. Da war jede Lustbarkeit, jede Zerstreuung willkommen, und so

sah die Künstlerin an ihrem Ehrenabend eine erlauchte Gesellschaft zu ihren Füßen. Wie sie in ihrem Kreise Hebels Gedicht aus der Taufe hob und ganz plötzlich den Autor vor aller Welt mit einer Liebeserklärung bedachte, mag er selbst, der beste Erzähler, berichten: „Sie deklamierte im Theater ‚Hans und Verene‘ zweimal hintereinander mit ungemeinem Beifall. Das war gut. Als nach dem Zettel jetzt eine Szene aus Macbeth folgen sollte, lächelte sie mich (ich saß in den vordersten Reihen) schalkhaft an, als ob sie eine Spitzbüberei im Sinne habe, und fing mir selbst überraschend den ‚verliebten Hauensteiner‘ an: ‚Z Fryburg in der Stadt, sufer ischs und glatt.‘ Auch gut. Aber als sie sagen wollte:

Minem Auge g’fällt —

es isch e Sie, es isch kei Er,

drehte sie sich nach mir um, lächelte nach mir und sagt:

es isch kei Sie, es isch en Er,

und deutet auf mich. Was sagen Sie? Eine Schauspielerin und ein Kirchenrat in Gegenwart des Großherzogs, des Hofes, des Fürsten von Thurn und Taxis, vieler Freunde und sechshundert anderer. Ist schon so etwas einem Kirchenrat passiert? Mir noch nie. Indessen lief auch das noch glücklich ab. Vor langem lautem Beifall konnte sie die Schlußzeile gar nicht mehr anbringen und dankte für ihn nicht stumm, sondern laut und setzte hinzu, sie habe dieses Glück ihrem Freunde Hebel zu verdanken, dessen Gegenwart sie begeistere ...“

So stand es in einem Briefe nach Straßburg, so stand es in einem zweiten an einen Freund im Oberland. Doch da dieser Freund ein Landpfarrer war und wohl den Kopf schütteln mochte, schloß er vorsichtig, fast mit Bedauern: „In solchen Abenteuern treibt man sich herum.“ Was er dabei verschwieg, war das beste: daß der Kirchenrat Hebel nachher vor lauter Seligkeit auf die Bühne gerannt war und seiner hübschen Schauspielerin jenes „Schmützli“, das er ihr einst nur sinnbildlich mit einer Geste dargereicht hatte, herzhaft auf die Lippen drückte.

Doch Übermut tut selten gut. Fast hätte es ihm das Leben gekostet, sein rasches und unbekümmertes Schmützli — nicht von der Hand der Madame Hendel, die es sich wohl gefallen ließ, oder der Wallung eines Eifersüchtigen, sondern aus eigener Schuld. Denn der süßen Betäubung des Augenblicks war gegen Mitternacht eine zweite gefolgt — eins jener Räuschlein, wie es bei kräftigem Zuspruch der Markgräfler auch in den trinkfesten Söhnen des Landes anzustiften vermag. Von der Liebe oder vom Wein, vielleicht auch von beiden erhitzt, wollte unser Poet aus dem Saal, in dem man die Nachfeier hielt, für ein paar Atemzüge ins Freie. Eine künstliche Brustwehr vor einem hohen Fenster, an dessen Außenseite Girlanden und Lampions hingen, täuschte ihm vor, die Türe führe hinaus auf einen Balkon. Er öffnete, trat mit einem Fuß auf die Brustwehr und wäre abgestürzt, hätte ihn nicht der Schutzgeist, der Kinder und Trunkene hütet, wie durch ein Wunder gerettet. So fiel nur der papierne

Schmuck, der dort zu Ehren Napoleons hing, auf die Straße — und das war kein Schade, denn der Kaiser blieb aus.

Darüber gab es andern Tags in Karlsruhe viele enttäuschte Gesichter. Keiner aber sah trauriger drein als der Professor auf seiner Stube, der betrübt und verdrossen mit niemandem als seinem Eichhörnchen sprach und ihm erzählte, der Kaiser sei ausgeblieben und Madame Hendel mit dem Postwagen auf und davon. —

Was geblieben war, war nur ihr Bild auf dem Schreibtisch und schwebend um ihre Züge der Glanz, den die Erinnerung schenkt, der Nachsommer menschlicher Freuden. In ihm reift, was als Blüte verging, oft zur köstlichsten Frucht. So fiel der Frau, die so flüchtig und leicht durch Johann Peter Hebels Tage ging, für ihr Geschenk der schönste Dank in den Schoß. Gesprächsweise hatte sie einmal, mehr im Scherz als im Ernst, die Bitte geäußert, in dem Kalender, den er alljährlich herausgab und mit den bunten Gestalten seiner Erfindung belebte, auch eine Rolle zu spielen. Er gab ihr die schönste: auf dem Widmungsblatt seines „Schatzkästleins“, das er ihr zwei Jahre später als seine edelste Arbeit zuschicken durfte, stand ihr Name, und unter der Frage: „Hausfreund, seid Ihr imstand und bringt mich in Euren Kalender?“, die Antwort:

„Holdselige Frau, gestattet Ihr, Euch so oft zu küssen, als ich Euch hineinbringen will, oder erlaubt Ihr mir lieber, es ungezählt so oft zu tun, als ich es wünsche und Eure Schönheit verdient, so will ich

Euch vor aller Welt Augen das ganze Schatzkästlein dedizieren, so Ihr doch als eitles Weltkind bekannt seid, ich aber für einen gar frommen und untadelhaften Schulherrn gehalten werde.“

Da sagte sie: „Hausfreund, wenn Ihr wollet, so möget Ihr mir das Büchlein wohl dedizieren.“

Er tat es und barg ihr Bild in einen unvergänglichen Schrein.

AUS DEM „SCHATZKÄSTLEIN“

U n v e r h o f f t e s W i e d e r s e h e n

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann seine junge, hübsche Braut und sagte zu ihr: „Auf St. Luciä wird unsere Liebe von des Priesters Hand gesegnet. Dann sind wir Mann und Weib und bauen uns ein eigenes Nestlein.“ — „Und Friede und Liebe soll darin wohnen“, sagte die schöne Braut mit holdem Lächeln, „denn du bist mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab sein als an einem anderen Ort.“ Als sie aber vor St. Luciä der Pfarrer zum zweiten Male in der Kirche ausgerufen hatte: „So nun jemand Hindernis wüßte anzuzeigen, warum diese Personen nicht möchten ehelich zusammenkommen“, da meldete sich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung vorbeiging, der Bergmann hat sein Totenkleid immer an, da klopfte er zwar

noch einmal an ihrem Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und sie saumte vergeblich selbigen Morgen ein schwarzes Halstuch mit rotem Rand für ihn zum Hochzeitstag, sondern als er nimmer kam, legte sie es weg und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört, und der Siebenjährige Krieg ging vorüber, und Kaiser Franz der Erste starb, und der Jesuitenorden wurde aufgehoben und Polen geteilt, und die Kaiserin Maria Theresia starb, und der Struensee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte französische und spanische Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken schlossen den General Stein in der Veteraner Höhle in Ungarn ein, und der Kaiser Joseph starb auch. Der König Gustav von Schweden eroberte Russisch-Finnland, und die Französische Revolution und der lange Krieg fing an, und der Kaiser Leopold der Zweite ging auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säeten und schnitten. Der Müller mahlte, und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahre 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine Öffnung durchgraben wollten, gute dreihundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durch-

drungen, sonst aber unverwest und unverändert war, also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben oder ein wenig eingeschlafen wäre an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tage ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren schon lange tot, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüts erholt hatte, „es ist mein Verlobter“, sagte sie endlich, „um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen.“ Da wurden die Gemüter aller Umstehenden von Wehmut und Tränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie in ihrer Brust nach fünfzig Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie sie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die

ihm angehöre und ein Recht an ihn habe, bis sein Grab gerüstet sei auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüstet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, schloß sie ein Kästlein, legte ihm das schwarzseidene Halstuch mit roten Streifen um und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeitstag und nicht der Tag seiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, sagte sie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitsbett, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch wenig zu tun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. Was die Erde einmal wiedergegeben hat, wird sie zum zweiten Male auch nicht behalten“, sagte sie, als sie fortging und noch einmal umschaute.

Die drei Diebe

Der geneigte Leser wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieser Erzählung vorkommt. Doch ist sie in einem schönen Buch beschrieben und zu Vers gebracht.

Der Zundelheiner und der Zundelfrieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter kopuliert war, nämlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der rote Dieter, hielt's auch mit und war der Jüngste. Doch mordeten sie nicht und griffen keine Menschen an, sondern visitierten nur so bei Nacht in den Hühnerställen und, wenn's Ge-

legenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenn's aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich untereinander mit allerlei Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiterzukommen. Einmal im Wald sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Nest sitzen, denkt, er hat Eier, und fragt die andern: „Wer ist imstand und holt dem Vogel dort oben die Eier aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?“ Der Frieder wie eine Katze klettert hinauf, naht sich leise dem Nest, bohrt langsam ein Löchlein unter drein, läßt ein Eilein nach dem andern in die Hand fallen, flickt das Nest wieder zu mit Moos und bringt die Eier. — „Aber wer dem Vogel die Eier wieder unterlegen kann“, sagte jetzt der Frieder, „ohne daß es der Vogel merkt!“ Da kletterte der Heiner den Baum hinauf, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langsam die Eier unterschob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne daß es der Heiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beiden andern sagten: „Der Frieder ist der Meister.“ Der rote Dieter aber sagte: „Ich sehe schon, mit euch kann ich's nicht zugleich tun, und wenn's einmal zu bösen Häusern geht und der Letzte kommt über uns, so ist's mir nimmer angst für euch, aber für mich.“ Also ging er fort, wurde wieder ehrlich und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich. Im Spätjahr, als die zwei andern noch nicht lang auf dem Roß-

markt ein Rößlein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn sie hatten gehört, daß er ein Schwein geschlachtet, und wollten ein wenig achtgeben, wo es liegt. Es hing in der Kammer an der Wand. Als sie fort waren, sagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die Küche tragen und die Mulde drauf decken, sonst ist es morgen nimmer unser.“ In der Nacht kommen die Diebe, brechen, so leise sie können, die Mauer durch, aber die Beute ist nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, steht auf, geht um das Haus und sieht nach. Unterdessen schleicht der Heiner um das andere Eck herum ins Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Mannes Stimme an und sagt: „Frau, die Sau ist nimmer in der Kammer.“ Die Frau sagt: „Schwätz nicht so einfältig! Hast du sie nicht selber in die Küche unter die Mulde getragen?“ — „Ja so“, sagte der Heiner, „drum bin ich halber im Schlaf“, und ging, holte das Schwein und trug es unbeschrien fort, wußte in der finstern Nacht nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird schon kommen an den bestellten Platz im Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam und nach dem Säulein greifen will, „Frau“, rief er, „jetzt haben’s die Galgenstricke doch geholt.“ Allein so geschwind gab er’s nicht gewonnen, sondern setzte den Dieben nach, und als er den Heiner einholte (es war schon weit vom Hause weg), und als er merkte, daß er allein sei, nahm er schnell die Stimme des Frieder an und sagte: „Bruder, laß jetzt mich das Säulein tragen, du wirst müde sein.“ Der Heiner meint, es sei der

Bruder und gibt ihm das Schwein, sagt, er wolle vorausgehen in den Wald und ein Feuer machen. Der Dieter aber kehrte hinter ihm um, sagte für sich selber: „Hab’ ich dich wieder, du liebes Säulein!“ und trug es heim. Unterdessen irrte der Frieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer sah, und kam und fragte den Bruder: „Hast du die Sau, Heiner?“ Der Heiner sagte: „Hast du sie denn nicht, Frieder?“ Da schauten sie einander mit großen Augen an und hätten kein so prasselndes Feuer von buchenen Spänen gebraucht zum Nachtkochen. Aber desto schöner prasselte jetzt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verhauen und Kesselfleisch über das Feuer getan. Denn der Dieter sagte: „Frau, ich bin hungrig, und was wir nicht beizeiten essen, holen die Schelmen doch.“ Als er sich aber in einen Winkel legte und ein wenig schlummerte, und die Frau kehrte mit der eisernen Gabel das Fleisch herum und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf so ängstlich seufzte, kam eine zugespitzte Stange langsam durch den Kamin herab, spießte das beste Stück im Kessel an und zog’s herauf; und als der Mann im Schlaf immer ängstlicher winselte und die Frau immer emsiger nach ihm sah, kam die Stange zum zweitenmal und zum drittenmal; und als die Frau den Dieter weckte: „Mann, jetzt wollen wir anrichten“, da war der Kessel leer, und wär’ ebenfalls kein so großes Feuer nötig gewesen zum Nachtkochen. Als sie aber beide schon im Begriff waren, hungrig ins Bett zu gehen, und dach-

ten: Will der Henker das Säulein holen, so können wir's ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die Kammer und aus der Kammer in die Stube und brachten wieder, was sie gemaust hatten. Jetzt ging ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man scherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es sei das letztemal, und war guter Dinge, bis der Mond im letzten Viertel über das Häuslein wegging und zum letztenmal im Dorf die Hahnen krächten und von weitem der Hund des Metzgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des roten Dieter sagte: „Jetzt ist's einmal Zeit ins Bett“, kamen die Strickreiter von wegen des gestohlenen Rößleins und holten den Zundelheiner und den Zundelfrieder in den Turm und in das Zuchthaus.

Die Probe

In einer ziemlich großen Stadt, wo nicht alle Leute einander kennen, auch nicht alle Hatschiere, ging ein neu angenommener Hatschier in ein verdächtiges Wirtshäuslein hinein und hatte einen braunen Überrock an. Denn er dachte: Weil ich noch nicht lange angenommen bin, so kennt mich niemand, und niemand nimmt sich vor mir in acht; vielleicht gibt's etwas zu fischen. Ein bejahrter Mann in bürgerlicher Kleidung folgte ihm nach und geht auch in das Wirtshäuslein. Der neue Hatschier fordert einen Schoppen, der betagte Mann setzt sich an den nämlichen Tisch und fordert auch einen Schoppen.

Unter ihnen und ober ihnen und an andern Tischen saßen mehrere Leute und sprachen in Friede und Eintracht von allerlei, von dem Elefant, von dem großen Diebstahl, von den Kriegsoperationen. Einer zog mit dem Finger einen Strich von Wein über den Tisch und sagte: „Zum Exempel, dies wäre die Donau.“ Darauf legte er ein Stücklein Käsrinde daneben und sagte: „Jetzt, das wär' Ulm.“ Ein anderer, als er Ulm nennen hörte, sagte zu dem betagten Mann: „Ich bin von Ulm und hätte Haus und Gewerbe daselbst. Aber die alten Zeiten sind nicht mehr.“ Der betagte Mann sagte: „Landsmann, Ulm ist überall, die guten Zeiten sind nirgends mehr“, und fing an zu hadern und sich zu vermessen über die Zeit und über die Abgaben und über die Obrigkeit, wie es sich nicht geziemt. Da wurde der Hatschier im braunen Überrock aufmerksam und stille und sagte endlich: „Guter Freund, ich warne Euch.“ Der betagte Mann aber sagte: „Was habt Ihr mich zu warnen?“ und trank ein Glas voll Wein nach dem andern aus und schimpfte über die Obrigkeit nur noch ärger. Der verkleidete Hatschier sagte: „Guter Freund, ich kenn' Euch nicht. Aber ich will Euch noch einmal gewarnt haben.“ Der Betagte erwiderte: „Warnen hin und warnen her! Was wahr ist, muß man reden dürfen. Was bleibt einem noch übrig als die freie Rede?“ und so und so. Da schlug der verkleidete Hatschier den braunen Überrock zurück und zeigte sich, wie er war, in einem hechtgrauen Rocke mit roten Aufschlägen und einem Bandelier. „Jetzt, guter Freund“, sagte er, „jetzt kommt mit

mir!“ Da stellte sich der Mann, als er an dem Rock den Hatschier erkannte, auf einmal wie umgewendet. „Guter Freund“, sagte er, „Ihr werdet doch meinen Spaß nicht für Ernst angesehen haben und nicht erst heute auf die Welt gekommen sein. Ich sehe schon, wir müssen eine Bouteille miteinander trinken, daß Ihr mich besser kennenlernt“, und forderte noch eine Bouteille und winkte der Wirtin: „Vom Guten.“ Allein der Hatschier sagte: „Ich habe keinen Wein mit Euch zu trinken“, und faßte ihn wohl oben am Arm, und fort zur Türe hinaus. Unterwegs fuhr der Arrestant fort zu reden: „Ihr meint zum Beispiel, ich sei ein Feind von Abgaben, weil ich über die Abgaben geschimpft habe. Aber nein, ich will Euch das Gegenteil beweisen, denn Ihr seid auch eine obrigkeitliche Person, und ich habe vor Euresgleichen Respekt.“ Also zog er einen Kronentaler aus der Tasche und wollte sich damit loskaufen. Aber der Hatschier sagte: „Ihr habt mir keine Abgaben zu bezahlen.“ Eine Gasse weiter fuhr der Arrestant fort: „Was gilt's, Ihr seid noch nicht verheiratet und habt für keine Frau noch Kinder zu sorgen, weil Ihr keine Abgabe von mir braucht. Ich will Euch zu einem schönen Weibsbild führen.“ Der Hatschier erwiderte: „Ihr habt mich zu keinem Weibsbild zu führen, aber ich Euch zu einem Mannsbild.“ Als sie aber miteinander in den Polizeihof und vor den Herrn Stadtvogt gekommen waren, fing der Stadtvogt an laut zu lachen, da er gar ein lustiger Mann ist, und sagte: „Welcher von euch zweien bringt den andern?“ Denn es ist jetzt Zeit, dem ge-

neigten Leser zu sagen, daß der Arrestant selber ein alter Hatschier war, und hatte sich verkleidet und war dem neuen nachgegangen, nur um ihn zu prüfen, ob er seine Pflicht tut. Deswegen sagte der Stadtvogt: „Welcher von euch zweien bringt den andern?“ Der junge wollte anfangen, der alte aber, der vermeintliche Arrestant, schaute ihn gebieterisch an und sagte: „Es ist an mir zu reden, ich bin älter im Dienst. Ihr Gnaden, Herr Stadtvogt“, sagte er, „dieser junge Mann ist probat, und wir können uns verlassen auf ihn, denn er hat mich arretiert mit Manner und in der Art und hat sich nicht von mir bestechen oder breitschlagen lassen, noch mit Wein, noch mit Geld, noch mit Weibsleuten.“ Da lächelte der Stadtvogt gar freundlich, daß ihm solches wohlgefiel, und schenkte jedem einen kleinen Taler.

Item, an einem solchen Ort mag es nicht gut sein, ein Spitzbube zu sein, wo ein Hatschier selber dem andern nicht trauen darf.

Dies Stücklein ist noch ein Vermächtnis von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden ist. Hat er nicht dem Hausfreund einen schönen Pfeifenkopf von Dresden zum Andenken geschickt und ist ein geflügelter Knabe darauf und ein Mägdlein und machen etwas miteinander. Aber er kommt wieder, der Adjunkt.

Der Bauersmann und der Visitor

Der Visitor an der Grenzstätte, wenn man verbotene Waren ins Land bringen will, merkt's gleich und sieht's dem Reisenden oder dem Fuhrmann

oder dem Landmann im Gesicht an, ob er ihm trauen darf oder nicht. Er läßt zehn Unschuldige durchpassieren und nimmt's nicht genau. Den elften, der etwas hat, hält er an und visitiert ihm alle Säcke und Nähte aus, bis er's findet. Ehrlich währt immer am längsten. Manchmal aber hält er doch auch einen Unschuldigen ohne Not auf, weil man gleichwohl nicht wissen kann. Bisweilen tut auch ein loser Vogel dem Visitor einen Schabernack an und macht ihm vergebliche Mühe. Einer führte mit drei Pferden einen Wagen voll Haber über die Brücke. Jenseits der Brücke schoß der Visitor aus dem Häuslein heraus: „Halt! Was habet Ihr in Euern Säcken?“ Der Bauersmann sagte halbleise und mit verzagter Stimme: „Haber“, und schaute mit einem ängstlichen Blick nach den Pferden. Der Visitor meinte, er blicke nach den Säcken und dachte: Holla! — „Ist sonst nichts darin, als was Ihr sagt?“ — „Nein, sonst nichts.“ Der Eigentümer einer Ware ist nicht schuldig, daß er sie selber abladet und auseinanderlegt und wieder zusammenpackt, sondern das ist des Visitors Schuldigkeit, und er ist dafür bezahlt. Also rief der Visitor seinen Gehilfen heraus: „Hier sind verdächtige Säcke zu visitieren.“ Man tastete daran herum. Man stach mit spitzigen Visitierstäben hinein. Endlich lud man einen Sack nach dem andern ab und leerte ihn aus. Im ersten war nichts, im zweiten nichts, in allen nichts als lauter Haber und Haber. Zuletzt reiterte man ihn noch durch ein Sieb, ob keine heimlichen Edelsteine oder Pfefferkörner darunter seien. Es war auch nichts

Heimliches darunter. Also faßten die Visitatoren den Haber wieder in die Säcke, banden sie zusammen und warfen ihn auf den Wagen und schwitzten dazu wie ein Präzeptor. Weil sie aber gegen ihre Hoffnung nichts gefunden hatten, sagte der Visitator zu dem Bauersmann: „Guter Freund, Ihr seid ein ehrlicher Mann. Aber warum seid Ihr denn so verzagt und ängstlich gewesen? Daran erkennen wir sonst das böse Gewissen und haben ganz gewiß geglaubt, einen guten Fang an Euch zu machen.“ Da nahm der Bauersmann den Visitator auf die Seite und sagte wieder halbleise, aber mit schalkhafter Miene: „Ich hab's müssen, damit die Pferde nicht erfahren sollten, daß ich noch mit Haber versehen bin. Ich hab' ihnen schon seit vier Monaten keinen mehr gegeben.“ Da fuhr der Visitator auf: „Daß Euch, Ihr dieser und jener ... Ich hätte den besten Lust ...“ Aber er konnte nicht viel machen. Denn er hatte nichts als seine Schuldigkeit getan, und auch das hatte der Bauersmann ihn nicht geheißen. „Es ist mir leid genug“, sagte dieser, „daß Ihr mich eine ganze Stunde aufgehalten habt.“

Der kluge Sultan

Zu dem Großsultan der Türken, als er eben an einem Freitag in die Kirche gehen wollte, trat ein armer Teufel von seinen Untertanen mit schmutzigem Bart, zerfetztem Rock und durchlöcherten Pantoffeln, schlug ehrerbietig und kreuzweise die Arme übereinander und sagte: „Glaubst du auch, groß-

mächtiger Sultan, was der Prophet sagt?“ Der Sultan, so ein gütiger Herr war, sagte: „Ja, ich glaube, was der Prophet sagt.“ Der arme Teufel fuhr fort: „Der Prophet sagt im Alkoran: Alle Muselmänner (das heißt, alle Mohammedaner) sind Brüder. Herr Bruder, so sei so gut und teile mit mir das Erbe.“ Dazu lächelte der Kaiser und dachte: Das ist eine neue Art, ein Almosen zu betteln, und gibt ihm einen Löwentaler. Der Türke beschaut das Geldstück lang auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende schüttelt er den Kopf und sagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem schäbigen Löwentaler, so du doch mehr Silber und Gold hast, als hundert Maulesel tragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächstens der Mund ganz zuwachsen. Heißt das geteilt mit einem Bruder?“ Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe und sagte: „Herr Bruder, sei zufrieden und sage ja niemand, wieviel ich dir gegeben habe, denn unsere Familie ist groß, und wenn unsere andern Brüder alle auch kommen und wollen ihr Erbteil von mir, so wird's nicht reichen, und du mußt noch herausgeben.“ Das begriff der Herr Bruder, ging zum Bäckermeister Abu Tlengi und kaufte ein Laiblein Brot, der Kaiser aber begab sich in die Kirche und verrichtete sein Gebet.

Seltsamer Spazierritt

Ein Mann reitet auf einem Esel nach Haus und läßt seinen Buben zu Fuß nebenher laufen. Kommt

ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß Ihr reitet und laßt Euern Sohn laufen; Ihr habt stärkere Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine.“ Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für ein Unverstand, zwei Kerle auf einem schwachen Tiere? Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinabjagen?“ Da stiegen beide ab und gingen selbdrift zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid drei kuriose Gesellen. Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen, zogen einen starken Baumpfahl durch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Der Zahnarzt

Zwei Tagediebe, die schon lange miteinander in der Welt herumgezogen, weil sie zum Arbeiten zu träg oder zu ungeschickt waren, kamen doch zuletzt in große Not, weil sie wenig Geld mehr übrig hatten

und nicht geschwind wußten, wo nehmen. Da gerieten sie auf folgenden Einfall. Sie bettelten vor einigen Haustüren Brot zusammen, das sie nicht zur Stillung des Hungers genießen, sondern zum Betrug mißbrauchen wollten. Sie kneteten nämlich und drehten aus dem Weichen desselben lauter kleine Kügelchen oder Pillen und bestreuten sie mit Wurm-mehl aus altem zerfressenem Holz, damit sie völlig aussahen wie die gelben Arzneipillen. Hierauf kauften sie für ein paar Batzen einige Bogen rotgefärbtes Papier bei dem Buchbinder (denn eine schöne Farbe muß gewöhnlich bei jedem Betrug mithelfen). Das Papier zerschnitten sie alsdann und wickelten die Pillen darein, je sechs bis acht Stücke in ein Päcklein. Nun ging der eine voraus in einen Flecken, wo eben Jahrmarkt war, und in den Roten Löwen, wo er viele Gäste anzutreffen hoffte. Er forderte ein Glas Wein, trank aber nicht, sondern saß ganz wehmütig in einem Winkel, hielt die Hand an den Backen, winselte halblaut für sich und kehrte sich unruhig bald so her, bald so hin. Die ehrlichen Landleute und Bürger, die im Wirtshaus waren, bildeten sich wohl ein, daß der arme Mensch ganz entsetzlich Zahnweh haben müsse. Aber was war zu tun? Man bedauerte ihn, man tröstete ihn, daß es schon wieder vergehen werde, trank sein Gläslein fort und machte seine Marktaffären aus. Indessen kam der andere Tagedieb auch nach. Da stellten sich die beiden Schelme, als ob noch keiner den andern in seinem Leben gesehen hätte. Keiner sah den andern an, bis der zweite durch das Winseln des erstern, der im

Winkel saß, aufmerksam zu werden schien. „Guter Freund“, sprach er, „Ihr scheint wohl Zahnschmerzen zu haben?“ und ging mit großen, aber langsamen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Doktor Schnauzius Rapunzius von Trafalgar“, fuhr er fort. Denn solche fremde, volltönige Namen müssen auch zum Betrug behilflich sein wie die Farben. „Und wenn Ihr meine Zahnpillen gebrauchen wollt“, fuhr er fort, „so soll es mir eine schlechte Kunst sein, Euch mit einer, höchstens zweien von Euern Leiden zu befreien.“ — „Das wolle Gott“, erwiderte der andere Halunke. Hierauf zog der saubere Doktor Rapunzius eines von seinen roten Päcklein aus der Tasche und verordnete dem Patienten, ein Kügelein daraus auf den bösen Zahn zu legen und herzhaft darauf zu beißen. Jetzt streckten die Gäste an den andern Tischen die Köpfe herüber, und einer um den andern kam herbei, um die Wunderkur mit anzusehen. Nun könnt ihr euch vorstellen, was geschah. Auf diese erste Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr tat er einen entsetzlichen Schrei. Das gefiel dem Doktor. Der Schmerz, sagte er, sei jetzt gebrochen, und gab ihm geschwind die zweite Pille zum gleichen Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verschwunden. Der Patient sprang vor Freude auf, wischte den Angstschweiß von der Stirne weg, obgleich keiner dran war, und tat, als ob er seinem Retter zum Danke etwas Namhaftes in die Hand drückte. — Der Streich war schlau angelegt und tat seine Wirkung. Denn jeder Anwesende wollte nun auch von diesen vortrefflichen Pillen haben.

Der Doktor bot das Päcklein für 24 Kreuzer, und in wenig Minuten waren alle verkauft. Natürlich gingen jetzt die zwei Schelme wieder einer nach dem andern weiter, lachten, als sie wieder zusammenkamen, über die Einfalt dieser Leute und ließen sich's wohl sein von ihrem Geld.

Das war teures Brot. So wenig für 24 Kreuzer bekam man noch in keiner Hungersnot. Aber der Geldverlust war nicht einmal das schlimmste. Denn die Weichbrotküglein wurden natürlicherweise mit der Zeit steinhart. Wenn nun so ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh bekam und in gutem Vertrauen mit dem kranken Zahn einmal und zweimal darauf biß, da denke man an den entsetzlichen Schmerz, den er, statt geheilt zu werden, sich selbst für 24 Kreuzer aus der eigenen Tasche machte.

Daraus ist also zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden, wenn man den Vorspiegelungen jedes hergelaufenen Landstreichers traut, den man zum erstenmal in seinem Leben sieht und vorher nie und nachher nimmer; und mancher, der dieses liest, wird vielleicht denken: „So einfältig bin ich zu meinem eigenen Schaden auch schon gewesen.“

(Merke: Wer so etwas kann, weiß an andern Orten Geld zu verdienen, läuft nicht auf den Dörfern und Jahrmärkten herum mit Löchern im Strumpf oder mit einer weißen Schnalle am rechten Schuh und am linken mit einer gelben.)

Abend- und Morgenstern

Die Venus ist der zweite Planet, und diesen kennen wir alle unter einem andern Namen, als Abend- und Morgenstern. Denn wenn sie auf ihrem Lauf um die Sonne, welcher 224 Tage beträgt, gegen uns betrachtet, vorne an der Sonne steht, so geht er auch früh ein paar Stunden lang vor ihr auf, uns ist sie alsdann der schöne Morgenstern.

Aber wenn er zu einer andern Zeit in seinem Umlauf so steht, daß er erst nach der Sonne aufgehen kann, so können wir wegen der Tageshelle und dem Sonnenglast ihn nicht mehr sehen. Unsichtbar folgt er den ganzen Tag der Sonne wie ein Kind seiner Mutter nach, und erst wenn die Sonne untergegangen ist, wenn auf der Erde die Lichter bald angezündet werden und die Betglocken in die Dämmerung läuten, wird er am Abendhimmel sichtbar. Dieser Stern ist der einzige unter allen, der nicht nur aus der Ferne uns seinen Schimmer zeigt, sondern sogar einige Helle auf der Erde verursacht und daher auch einen Schatten wirft. Dies rührt von der Nähe desselben her, die bisweilen nur sechs Millionen Meilen beträgt, da die Sonne selbst 21 Millionen Meilen weit entfernt ist.

Auch ist das Licht des Abendsterns nicht immer gleich. Oft strahlt er im schönsten Glanze, oft wieder blasser und scheint sogar kleiner zu sein. Aber die Sternkundigen haben schon lange durch ihre Ferngläser die Ursache entdeckt. Die Venus hat nämlich, von der Erde aus betrachtet, ihr zu- und abnehmendes Licht wie der Mond, und dies ist sehr

begreiflich. Denn da sie eine große Kugel ist und also nur die eine Hälfte derselben von der Sonne erleuchtet sein kann, während es auf der andern Nacht und stockfinster ist, so kann es oft geschehen, daß sich nur die Hälfte, ja weniger, von ihrer erleuchteten Seite gegen die Erde kehrt.

Aber etwas noch viel Merkwürdigeres haben die Sternkundigen durch die Hilfe der stärksten Ferngläser in dem Abendstern entdeckt. Er ist nämlich so wenig als unsere Erde eine ganz glatte Kugel und hat ebenso wie sie seine Berge und Täler, und ob er gleich etwas kleiner als sie ist, so hat er doch Berge, welche den höchsten Berg unsers Weltkörpers um das vier- bis fünffache an Höhe übertreffen, welches die Astronomen aus dem Schatten derselben mit Genauigkeit zu berechnen wissen.

Oh, das muß ein wundersames Vergnügen sein, mit einem solchen Fernrohr in der finstern Erden- nacht sechs Millionen Meilen weit in eine fremde erleuchtete Welt und in einen fremden Tag hineinzuschauen, wenn man bedenkt, wie viel Vergnügen es schon macht, wenn wir von einem erstiegenen Berg nur in ein Tal hinüberschauen können, welches unsre Augen noch nie gesehen haben. Noch heimlicher und lieblicher aber müßte der Blick in einen solchen Stern hinein sein, wenn wir auch sehen könnten, was auf seinen Bergen wächst, was für Tiere darauf weiden, was für Menschen die Tiere hüten, und was sie sonst tun und treiben in ihrer lichten, luftigen Höhe.

Das hat die menschliche Neugierde. So viel man weiß, gern wüßte man noch mehr.

RÄTSEL

Ich helfe Kisten laden,
doch mach' ich auch Scharaden.

(Hebel.)

Rat, o Lieber!
An der Tiber
schlummert mein Gebein.
Hell erwacht' ich,
Freuden bracht' ich
später dir am Rhein.
Hohe Würden,
schwere Bürden
gab ich an dem Main.

(Römer.)

Nun ratet, was ist das?

Ein Spiegel ohne Rahm' und Glas.
Habt ihr ein ehrlich Angesicht,
schaut herzhaft drein, ihr seht euch nicht.
Drin sieht sich nur ein Bösewicht;
und sieht er sich, so läuft er fort
und flieht an einen andern Ort.
Auch schaut er nie daheim hinein,
es muß auf einer Reise sein.

(Steckbrief.)

Die e r s t e findet ihr in jeder Schar.
Ade! so ruft die z w e i t e immerdar
den Scheidenden, wenn sie uns lieb gewesen.
Das G a n z e habt ihr eben jetzt gelesen.

(Scharade.)

Da kommt ein Knabe gegangen,
mit klingenden Glocken behangen,
sagt, Müßiggang heiße ihm Pflicht,
und was ihm die Brüder mit Darben,
mit Mühe und Sorgen erwarben,
verzehrt er im leckern Gericht.
Sonst schön wie ein Engel und heilig dazu,
und dennoch mißgönnt er dem Pfarrer die Ruh'.
(Sonntag.)

Wohlan, ihr Herrn, erratet mich,
ein Siebteil von mir selbst bin ich,
und habe links und habe rechts
noch drei des nämlichen Geschlechts.
Rechts strahlt mir hohes Himmelslicht
und Lunas freundliches Gesicht,
doch beut im ärmlichen Gewand
ein müder Sklave mir die Hand.
Links rollt der Donner um und an,
doch mutig steht ein freier Mann
und ein maskiertes Angesicht.
Was dem im Kopf steckt, weiß ich nicht.
(Mittwoch.)

Ich schaff' euch Korn zum Brot. Dafür
weist ihr mir, wenn ich euch besuch, die Tür.
(Freitag.)

Seid so schlau
und nennt mir meinen Bau.
Die Haustür liegt den breiten Weg,
es geht zu ihr nicht Pfad noch Steg.

Vier Tagelöcher offen stehn,
doch kann man nicht durch alle sehn.
Der Erker hat zwei Fensterlein,
doch scheint die Sonne nie hinein.
(Gesicht.)

Dreistöckig steht mein Haus,
wer einmal drinnen wohnt,
der zieht so bald nicht aus;
sehr hohe Fenster hat's, doch schaut er nicht hinaus.
Sie glänzen nie im Sonnenschein,
kein Hagel schlägt die Scheiben ein,
kein Ziegel von dem Dache fällt.
Das Haus wird stehn im weiten Feld. (Galg.)

Durch Hitze, nicht durch Frost vom Norden
bin ich aus Wasser Schnee geworden. (Salz.)

Wer hoch will stehn wie ich,
nimmt oft zum Muster mich,
es geht, wie es will,
ich bin zu allem still,
am hellen Tage blind
und dreh' mich nach dem Wind.
(Wetterhahn.)

Ich weiß ein Rätsel, das kein Mensch ergründet
und dessen Aufschluß nie der Weise findet,
studier' er auch ein ganzes Leben aus,
und doch bringt jede Hebamm' es heraus.
(Mensch.)